

Gustav Schörghofer SJ

Die Schönheit des Glasscherbenviertels

Das ästhetische Potenzial der Stadt für Kunst und Religion

♦ Städte faszinieren, urbanes Flair mit Glanz und Pracht vermittelt den Eindruck des stets Neuen und Unverbrauchten. Zugleich engen sie das Spielerische ein und drängen das Verbraachte und Unansehnliche an den Rand. Damit Religion und Kunst in diesem Umfeld nicht zu widerstandslosen Begleiterscheinung der gegenwärtigen Konsumwelt werden, müssen sie – so das Plädoyer des Rektors der Jesuitenkirche in Wien – das ästhetische Potenzial der Glasscherbenviertel ent-decken und sich dem Armen und Unbedeutenden zuwenden. (Redaktion)

Urbanität bedeutet Verfeinerung. Dem Wilden der Natur gegenüber stellt die Stadt den Kosmos des Geordneten, Kultivierten, vom Menschen Gestalteten dar. Im „heißen“ geistigen Klima der Stadt wird der Fortschritt geboren. Wer es zu etwas bringen will, den zieht es in die Stadt. Die Städte wachsen und wachsen. Doch ist die Stadt so eindeutig gut? Hat sie nicht ihre abgründigen Seiten? Neben der heiligen Stadt Jerusalem gibt es auch das Urbild der üblen Stadt, Babel. Die Stadt also als Inbegriff der Sünde. Das müsste sich doch auch ästhetisch auswirken. Selbstverständlich ist die Stadt auch ästhetisch ein faszinierendes Phänomen. Doch stellt sich die Frage, ob nicht angesichts dieser Faszination eine Unterscheidung gut wäre. Die Architekturkritik unterscheidet zwischen guten und schlechten Bauten, selbst wenn auch die schlechten etwas Faszinierendes haben. In den kirchlichen Bereichen fehlt eine Kritik dieser Art. Da wird oft auch das, was ästhetisch mehr als zweifelhaft ist, freudig begrüßt, da es zum Glanz, zur Faszination der Stadt eine Beziehung her-

zustellen scheint. Es gibt in Kirchenbauten künstlerische Interventionen, die spektakulär und publikumswirksam sind. All das wirkt sehr städtisch, sehr urban. Aber wäre es nicht gut, sich von Seiten der Kirche Gedanken darüber zu machen, welche Ästhetik der Ästhetik des Glaubens entspricht? Es scheint weitgehend in Vergessenheit geraten zu sein, dass Glaube auch eine Frage der Ästhetik ist, dass er Unterscheidung und Entscheidung auch im Bereich des Ästhetischen fordert. Nicht alles, was die Stadt hervorbringt, mag es auch faszinierend sein, ist mit einer Ästhetik des Glaubens vereinbar. Ich werde daher im Folgenden der Frage nachgehen, welche ästhetischen Ansprüche der Glaube an die Stadt stellt.

Mein Vater ist in Schallmoos, einem Vorort von Salzburg, aufgewachsen. Er sprach von einem Glasscherbenviertel. Die Straßen waren damals, in den 20er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts, noch nicht asphaltiert. Automobile waren so selten, dass die Buben ohne weiteres auf der Stra-

ße spielen konnten. Eines dieser Spiele war, noch ferne Autos auf Grund des Motorengeräusches zu bestimmen. Kaum von der Schule nach Hause zurückgekehrt, waren die Kinder schon auf der Straße. Sie hatten ihre eigene Welt neben jener der Erwachsenen und fern von dieser. Zu erleben gab es das ganze Jahr über viel.

Heute sind die Wiesen von Schallmoos alle überbaut. Der Verkehr ist dicht und lässt keine Spiele zu. Die Vertreibung der Kinder von den Straßen hat in Wien schon viel früher begonnen als in Salzburg. In den Parks der Gründerzeit wurden Spielplätze freigehalten. Heute sind sie umzäunte Areale. Sie erinnern an kleine Gefangenlager mit freundlicher Ausstattung. Für Kinder bietet die Stadt kaum mehr Freiräume. Wer spielt noch im öffentlichen Raum? Skateboarder sind zu finden. In den Fußgängerzonen der Wiener Innenstadt haben in den vergangenen zwei Jahrzehnten immer mehr Musiker und Artisten ihre Künste gezeigt. Doch all das wird heute streng reglementiert. Die Straßen werden von Bettlern freigehalten. Einer erzählte mir kürzlich, er habe Innenstadtverbot und dürfe unter keinen Umständen der Polizei unter die Augen kommen. Der öffentliche Raum der Wiener Innenstadt ist ganz darauf ausgerichtet, den Touristen strahlende Schönheit und den Kauflustigen ein zum Konsum verlockendes Flair zu bieten.

Die Ästhetik der Innenstädte wird von Pracht, Glamour und Glanz geprägt, durchmischt mit dem Zauber des Alten. Diese attraktive Mischung steht im Dienst des Konsums. Auch die Kunst trägt ihren Teil dazu bei, dass das Werk gelinge. Die Kirchen der Innenstädte fügen sich widerstandslos in das strahlende Erscheinungsbild dieser schönen Welt ein. Überall Musik, überall ein Fest für die Augen,

überall gepflegte Räume, alte Kultur, die ehrfurchtgebietende Aura von Macht und altem Glanz. Sicher alles eine Scheinwelt, aber sie funktioniert. Die Kirche glänzt und strahlt schon lange nicht mehr in der Fülle alter Macht. Die Kunst zeigt dort, wo sie zu Schmuck und Aufputz wird oder sich den Gemeinplätzen öffentlicher Präsentation angleicht, ihr langweiliges Gesicht. Jeder vorüberziehende Festkarren verdrängt die Erinnerung an den vorhergegangenen. Und was von den Innenstädten gesagt wird, gilt auch für die neu errichteten Großbauten. Hotels, Bankgebäude, Bürohochhäuser und die Bauten für internationale Organisationen müssen so strengen Auflagen wirtschaftlicher Art genügen, dass für Überflüssiges, was gerade den Zauber der Kunst ausmacht, kein Raum bleibt. Nur in Kirchen und Museen kann das Überflüssige mitunter Feste feiern.

Wenn Kunst und Religion, und hier besonders das Christentum, nicht zu einer widerstandslosen Begleiterscheinung der gegenwärtigen Konsumwelt werden wollen, dann müssen sie die Ästhetik der Stadt anders deuten. Nicht dem Glanz, dem Prächtigen und Sensationellen gilt dann die Aufmerksamkeit, sondern dem, was in Randzonen oft übersehen wird. Dort gibt es das Unscheinbare zu entdecken, das als wertlos und unbrauchbar Verworfenen, das Verbraachte und Weggeworfene. Eine Ästhetik des Glasscherbenviertels lehrt jene Dinge zu schätzen, die von anderen übersehen werden. Sie lehrt dort Schönheit und Zauber zu erkennen, wo andere nur Schmutz und Abfall sehen. Sie wird gerade jenen Bereichen einer Stadt besondere Beachtung schenken, die von den Liebhabern der Glanzseiten verdrängt werden. Doch im Schmutz der Stadt sind Perlen zu entdecken. Eine Ästhetik des Glasscherben-

viertels wird auch die Stadt von neuem als Spielraum entdecken lehren.

Wie kann es zu dieser Kehrtwendung der Ästhetik und einer völlig neuen Art, die Welt wahrzunehmen, kommen? Sie ist alles andere als selbstverständlich. Es ist auch nicht die Erscheinung der Stadt, die für die Wahrnehmung und Wertschätzung neuer Seiten der Wirklichkeit die Sinne geöffnet hätte. Es ist vielmehr eine Entscheidung von Künstlerinnen und Künstlern, neue Seiten in der Stadt wahrzunehmen. Ebenso wenig hat die Stadt Christinnen und Christen dazu geführt, aus den behaglichen Häusern von Glanz und Macht auszuziehen und die Hütten der Vorstädte aufzusuchen. Es war vielmehr eine vom Glauben getragene Entscheidung, das Kostbare im Geringen, das Wertvolle im Unansehnlichen zu suchen. Die Wendung zu den armen Zonen der Städte, seien sie nun im Zentrum oder in der Peripherie, ist eine von Kunst und Glaube auf jeweils eigene Weise vollzogene Bewegung, die heutige Städte neu und anders sehen lehrt. Kunst und Glaube können also ein bisher nicht wahrgenommenes ästhetisches Potenzial der Stadt zur Entfaltung bringen und dadurch zur Gestaltung der Stadt beitragen.

Kurt Schwitters, in Hannover geboren, begann 1918 in seinen Merzzeichnungen und Merzbildern Abfälle aller Art als Material seiner Kunst zu verwenden. Er verließ Deutschland 1937 und lebte drei Jahre in Norwegen. 1940 floh er nach England, wo er 1948 starb. Die Bedeutung von Schwitters wurde zu seinen Lebzeiten nur von wenigen erkannt. Nach seinem Tod blieb er weitgehend unbekannt, bis eine Ausstellung in Hannover sein Werk 1956 schlagartig berühmt machte. Schwitters verwendete unansehnliche Dinge, Reste und Abfälle und baute aus ihnen mit reich-

licher Verwendung von Klebstoff wunderbare Gebilde voller Poesie. Auf seine Kunst bezogen sich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zahlreiche Künstlerinnen und Künstler. Mit ihren Werken hielten die verachteten oder als belanglos geltenden Dinge Einzug in Galerien und Museen. In den Betrachtern wurde die Fähigkeit wachgerufen, Schönheit und Zauber in armen und unansehnlichen Dingen wahrzunehmen. Mit dem Blick auf die Menschen hat die Kunst von Käthe Kollwitz in der ersten Jahrhunderthälfte das gleiche vermocht. In ihren Bildern bekommen die Geplagten und Leidenden, die Opfer und Elenden eine wunderbare Würde. In diesem Zusammenhang ist auch die Entdeckung der „Kunst der Geisteskranken“, wie sie früher genannt wurde, zu sehen. Was von Menschen am Rand der Gesellschaft, die als Künstler keine Achtung genossen und in psychiatrischen Kliniken isoliert lebten, geschaffen wurde, erhielt Anerkennung, wurde als bedeutende Kunst erkannt. Alles das weist darauf hin, dass im vergangenen Jahrhundert vom Rand her, aus der Gemeinschaft der Opfer und Leidenden, aus den Zonen der als Abfall verworfenen Dinge ein Aufbruch geschieht. In der Wendung zum Schwachen und Unterlegenen, zum gering Geschätzten und Verworfenen wird etwas entdeckt, das für die Gemeinschaft der Etablierten und Erfolgreichen, für die Anerkannten und Starken von Bedeutung ist. Denn ihnen, die in der Wendung zum Eigenen und in der Beschäftigung mit den Dingen der eigenen Welt nur um sich selber kreisen und in Fruchtlosigkeit erstarren, wird eine neue Welt erschlossen. Mit der Schwäche der anderen entdecken sie die eigene Schwäche und mit der Wahrnehmung des Verworfenen lernen sie das anzunehmen, was sie bisher unterdrückt hatten.

Wer auf die Sprache der Evangelien achtet, wird staunen, wie oft von kleinen und unscheinbaren Dingen die Rede ist. Offenbar hatte Jesus eine besondere Freude an der Wahrnehmung des Besonderen und Wunderbaren im Geringen. Samenkörner, Teig knetende Frauen, der Weinstock, Schafe, Dinge und Lebewesen, die nichts Großartiges an sich haben, werden zu Bildern für die Art und Weise, wie Gott der Welt begegnet. Die Gegenwart des Größten wird im Kleinsten wahrnehmbar und der Glanz der Schönheit leuchtet im Unansehnlichen auf. Erstaunlich ist, dass die Zuwendung Gottes in Jesus nicht bloß den Hervorragenden und Mächtigen gilt, sondern vor allem den Armen. Hier, in den Randzonen der Gesellschaft, bei Kranken und Bettlern, bei den Bedeutungslosen, die der Willkür der Mächtigen ausgeliefert sind, wird die Gegenwart des Reiches Gottes offenbar. Es geht nicht darum, in einer beispiellosen karitativen Aktion aller Not ein Ende zu machen. Alle Armut zu eliminieren, war nicht das Anliegen Jesu. Ihm ging es offenbar darum, arm mit den Armen zu sein, da gerade hier der Ort der Gegenwart Gottes ist. Ein Wahrnehmen des Anderen und ein Bemühen um ihn, das ihn nicht wiederum zum Objekt eigener Interessen werden lässt.

Die Bedeutung der oben erwähnten Kunst und der Haltung Jesu wird nirgendwo so wichtig wie in den Städten. Sowohl jene Kunst als auch die Haltung Jesu bedingen eine eigene Ästhetik. Sie fordern ein Abrücken von der Bevorzugung des Glanzvollen, Eindeutigen, Kraftvollen, Unversehrten und Unverletzlichen. Sie fordern ein Abrücken von einer Position, in welcher die eigene Sicherheit, die Anhäufung materieller und ideeller Werte und ihr Konsum im Vordergrund stehen. Sie fordern auch ein Abrücken von einem Bild

der Armen, das sie als bemitleidenswerte Mangelgeschöpfe zeigt, im besten Fall Objekte der Fürsorge jener, denen es besser geht. Jene Ästhetik, welche maßgebend das Bild der Städte prägt, eine Ästhetik des Glanzes und der Selbstzufriedenheit, steht in einem krassen Gegensatz zu einer Ästhetik der Armut und der Gefährdung, wie sie durch die Kunst des 20. Jahrhunderts und das Evangelium ermöglicht wird. Was vermag eine derartige Ästhetik im Hinblick auf die Stadt?

Ich will mich auf einen sehr kleinen Ausschnitt des Denkbaren beschränken und fragen, was sie im Hinblick auf ein Engagement der Kirche im Bereich der zeitgenössischen Kunst in einer Stadt vermag. Wenn, wie oben gesagt wurde, es sich nicht einfach um Geschmacksfragen handelt, sondern hier Entscheidungen nötig sind, die für eine Glaubwürdigkeit der Kirche in der Stadt von wesentlicher Bedeutung sind, dann sind Kriterien für eine Unterscheidung auch im Ästhetischen notwendig. Hier geht es um die Zukunft der Kirche in der Stadt. Auf welcher Seite steht sie? Und wie zeigt sich das in den Bereichen, deren Erscheinungsbild von der Kirche gestaltet wird?

Unter den Materialien, die beim Kirchenbau und in der Ausstattung von Kirchen eine Rolle spielen, ist Beton von besonderer Bedeutung. Er ist wenig geachtet. Beton gilt als unansehnlich. Dabei wäre die Architektur des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart ohne Beton gar nicht denkbar. Da er von sich aus so wenig bedeutsam erscheint, kommt es sehr auf die Verarbeitung an. Nur sehr präzise und sorgfältig gestaltete Architektur und Gegenstände aus Beton bringen die Qualität des Materials zur Geltung. Beton ist demütig in dem Sinn, dass er vielseitig verwendbar ist und zugleich als Material alles andere als

spektakulär, dass er sehr belastbar ist und sich optisch überhaupt nicht aufdrängt. Er kann ärmlich erscheinen, erweist sich aber bei guter Verarbeitung als edel. Diese Vornehmheit im Unscheinbaren und Schlichten lässt ihn der Stimmung der Evangelien, dem Wunderbaren im Einfachen, sehr nahe sein.

Etwas anderes ist die Frage nach der Bedeutung des Spielerischen. Normalerweise gibt es in den Kirchen nichts zu lachen. Die Kinder werden geduldet, sie haben vielleicht ihren Spielwinkel, einen abgegrenzten Bereich in der Kirche. Es wäre doch denkbar, dass die Gegenwart von Kindern weder als unumgängliche Notwendigkeit, da sonst die Eltern auch nicht kämen, oder als Störung empfunden wird, sondern als wunderbare Bereicherung. Wäre es nicht möglich, von den Kindern aus zu denken, von ihnen aus die Gestaltung eines Raumes und der Feier im Raum zu versuchen. Das heißt, dem Unvorhersehbaren, dem Spontanen Raum zu geben. In der Kunst des 20. Jahrhunderts gibt es genügend Beispiele dafür, dass die gestalterischen Fähigkeiten der Kinder wahrgenommen und ernst genommen worden sind. Paul Klee hat in seiner Kunst sichtlich immer wieder Bezug genommen auf die Gestaltungen von Kindern. Kunst ist Kindern sehr gut zugänglich, da sie auf eine spielerische Weise sehr einfach ist. Die Kinder also aus jener Enge, in die sie die Betriebsamkeit der Städte sperrt, zu befreien, wäre eine Aufgabe, die in der Kirche kreative Kräfte freisetzen könnte.

Eine andere Frage ist, wie mit dem Alten und dem Schäßigen, dem Verbrauchten und Unansehnlichen umgegangen wird. Das gilt für Dinge und auch für Menschen. Die Kirche kann ein Raum sein, wo dem mit besonderer Aufmerksamkeit begegnet wird, das die gegenwärtige Gesell-

schaft mit ihrer Sucht nach dem Neuen, dem Unverbrauchten und Strahlenden gar nicht mehr beachtet. Manche Künstlerinnen und Künstler wenden sich in ihrer Arbeit gerade diesen Bereichen zu. Sie zeigen Menschen, welche die Fähigkeit des sprachlichen Ausdrucks verloren haben, oder alte und gebrechliche Menschen. Sie lassen dort Leben aufleuchten, wo man sonst nur Verfall und Defizite zu sehen gewohnt ist. Sie lenken die Aufmerksamkeit auf Bereiche der Gesellschaft, die allzu leicht in Gefahr sind, ausgeklammert zu werden, auf Obdachlose, Arme, Arbeitslose und Fremde, Menschen am Rand der Gesellschaft. Auch Dinge, die schon längst als unbrauchbar verworfen wurden, können durch die Aufmerksamkeit von Künstlerinnen und Künstlern zu einem neuen Leben erweckt werden. Aus Gerümpel und Abfall entstehen so attraktive Möbel und Gebrauchsgegenstände. Das gilt nicht nur für den Umgang mit handlichen Gegenständen, sondern auch für die Art und Weise, wie Immobilien behandelt werden. Wird alte oder unansehnlich gewordene Bausubstanz einfach abgerissen und durch Neubauten ersetzt, oder macht man sich die Mühe, eine neue Form mit Hilfe des Alten zu suchen. Auffallend ist, dass bedeutende Architekturpreise in letzter Zeit gerade an Architektinnen oder Architekten vergeben wurden, die Neues geschaffen haben, indem Altes einbezogen und erhalten wurde. Diese Art des Umgangs mit der Bausubstanz der Städte wird zunehmend wichtig, da sie wertvolle Substanz erhält und das Neue aus der Wahrnehmung von Möglichkeiten des Alten gewonnen wird.

Zum Schluss noch ein Hinweis auf die Art und Weise, wie ich persönlich im Sinn dieser Ästhetik des Glasscherbenviertels von Möglichkeiten Gebrauch mache. In der Jesuitenkirche im Zentrum von Wien

steht seit einigen Jahren ein von Michael Kienzer entworfenes Ensemble von Altar, Ambo und Priestersitz. Alle diese Gegenstände sind aus Beton gefertigt. Immer wieder bekomme ich zu hören, wie wenig das zum prachtvollen barocken Raum der Kirche passe. Das stimmt. Beton ist unscheinbar und meist grau. Er ist das dienstbare Material schlechthin, ohne ihn wäre die Architektur der Moderne und der Gegenwart nicht möglich. Beton ist demütig, unscheinbar, vielseitig verwendbar. Er spielt sich nicht in den Vordergrund, sondern tut seinen Dienst ohne glanzvollen Auftritt. Neben den herrlichen Bänken und Türen der Jesuitenkirche, neben dem Gold und den Farben der Wände und Gewölbe wirken Altar und Ambo wie Bettler. Wer sich aber die Mühe macht, genau zu schauen, der entdeckt, dass die Proportionen des Altars präzise auf die Umgebung abgestimmt sind, dass auch der Ambo, so einfach er ist, als Gestalt etwas mitteilt. Beton verdient deswegen besondere Beachtung im kirchlichen Kontext, da er für eine Ästhetik der Armut bedeutsam ist. Seine Eigenschaften lassen ihn besonders gut geeignet sein, eine Nähe der Dinge zum Evangelium und zur Gestalt Jesu Christi darzustellen.

Weiterführende Literatur:

Kurt Schwitters, „Eile ist des Witzes Weile“, Stuttgart 1987.

Philippe Jaccotet, *Der Pilger und seine Schale*. Giorgio Morandi, München–Wien 2005.

Gerard Manley Hopkins, *Geliebtes Kind der Sprache. Gedichte*. Übertragen von Dorothea Grünzweig, Hörby 2009 (Edition Rugerup). Hier wird die von mir angesprochene Ästhetik auf hohem Niveau künstlerisch entfaltet, eine Schulung der Sinne.

Selbstverständlich erfordert das auch eine gute Verarbeitung. Die Wertschätzung des Unbedeutenden und Unbeachteten muss sich im Umgang mit Beton in der Sorgfalt der Ausführung zeigen. Wenn aber Kirchen aus diesem Material errichtet werden, dann stellen sie schon aufgrund dessen die Wertschätzung Jesu für die Armen dar.

In der Wiener Jesuitenkirche gibt es auch ein Kreuz, das Manfred Erjautz aus Legosteinen gebaut hat. Der in den horizontalen Kreuzarm eingebaute Lastwagen hat einige Irritationen hervorgerufen. Dabei kann gerade dieses Kreuz helfen, spielerische Elemente des Glaubens neu zu entdecken. Das Lastauto als Transportmittel. Kreuz als Transportmittel, hier wird etwas getragen, hier wird ein Weg gegangen. Lukas spricht im Zusammenhang mit der Kreuzigung Jesu von einem Schauspiel (Lk 23,48). Das Spiel ist aus den Kirchen weitgehend vertrieben worden. So wie die spielenden Kinder in den Städten keinen Freiraum mehr haben, wird Spiel auch in Kirchen nur in abgegrenzten Zonen geduldet.

Ein Engagement der Kirchen im Bereich der zeitgenössischen Kunst kann sich nicht nur auf Kirchenräume begrenzen. Es sollte in den Raum der Stadt hinauswirken. Die Jesuiten im ersten Wiener Gemeindebezirk veranstalten gemeinsam mit dem Otto Mauer Fonds seit 2006 die „Zacherlfabrik“, eine Art Parallelunternehmen zur Jesuitenkirche in der Wiener Innenstadt im säkularen Bereich. Das Gebäude der Zacherlfabrik ist ein Industriedenkmal, errichtet um 1890 und zur Straßenseite mit Elementen persischer Architektur verkleidet. Es ähnelt einer Moschee und befindet sich in Wien 19, einem Randbezirk der Stadt. Früher wurde hier ein Mottenpulver hergestellt, später waren die Hallen ein Lager für Teppiche und Pelze. Aber seit

über sechzig Jahren ist es damit vorbei und seit Jahrzehnten war die Fabrik nicht zugänglich. Dann wurde vom Eigentümer eine Halle adaptiert, und es wurden Künstlerinnen und Künstler eingeladen, für diesen Ort etwas zu schaffen. Das in einem großen Park gelegene Gebäudeensemble ist großteils unansehnlich und renovierungsbedürftig, ohne allen Glanz. Hier begegnen sich nun Menschen aus allen sozialen Schichten, hören Musik, essen miteinander, erfahren zeitgenössische Kunst, die den Ort in seiner Armut als zauberhaft erfahrbar macht. Ermöglicht wird das alles nicht durch einen reichen Geldgeber, sondern durch ein Netzwerk privater Förderer, den Otto Mauer Fonds der Erzdiözese Wien und durch das Engagement der Organisatoren und der beteiligten Künstlerinnen und Künstler. Mit verhältnismäßig geringen Mitteln kann viel erreicht werden, wenn das Gegebene in all seiner Unzulänglichkeit anerkannt und geliebt wird und wenn die Möglichkeiten des Vorhandenen erkannt und genutzt werden.

Die Stadt bietet immer noch die Möglichkeit zu spielen. Nicht mehr in jener Weise, wie es mein Vater in seiner Kindheit erfahren hat. Aber ganz so verschieden

davon ist es auch wieder nicht. Es genügt nicht, sich bloß an die von den Planern vorgesehenen Spielplätze zu halten. Abseits davon gibt es Orte genug, wo sich Neues und Unerwartetes frei entfalten kann. Ein großes ästhetisches Potenzial der Städte liegt in den Glasscherbenvierteln. Künstlerinnen und Künstler entdecken das. Die Kirche kann es auch entdecken, wenn sie die Kultivierung einer Ästhetik des Armen und Unbedeutenden als integrierenden Bestandteil karitativer Tätigkeit entdeckt.

Der Autor: geboren 1953 in Salzburg, Studium der Kunstgeschichte und der Klassischen Archäologie in Salzburg bei Wilhelm Messerer und Hans Walter, 1981 Eintritt in die Gesellschaft Jesu (Jesuiten), Studium der Philosophie und der Theologie in München und Rom, 1988 Priesterweihe, seit 1998 Rektor der Jesuitenkirche – Universitätskirche Wien 1; Projekte mit Künstlerinnen und Künstlern: Jesuitenkirche, Zacherlfabrik, JesuitenFoyer (www.jesuitenwien1.at; www.zacherlfabrik.at); Publikationen: *Danke tausendmal*, Wien–Graz–Klagenfurt 2011; *Drei im Blau – Kunst und Glaube* (erscheint im Herbst 2013, Salzburg).